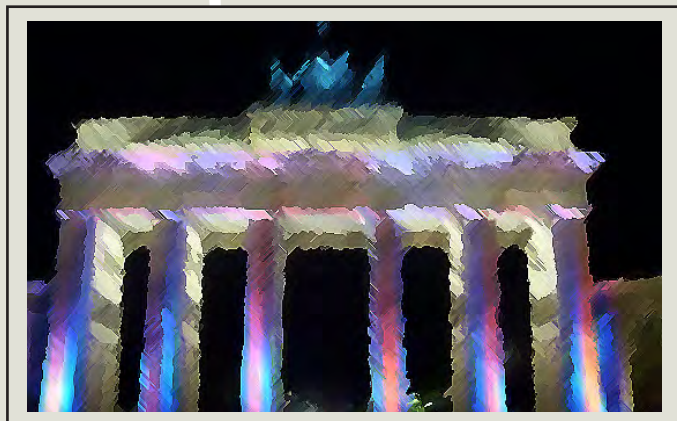


1995

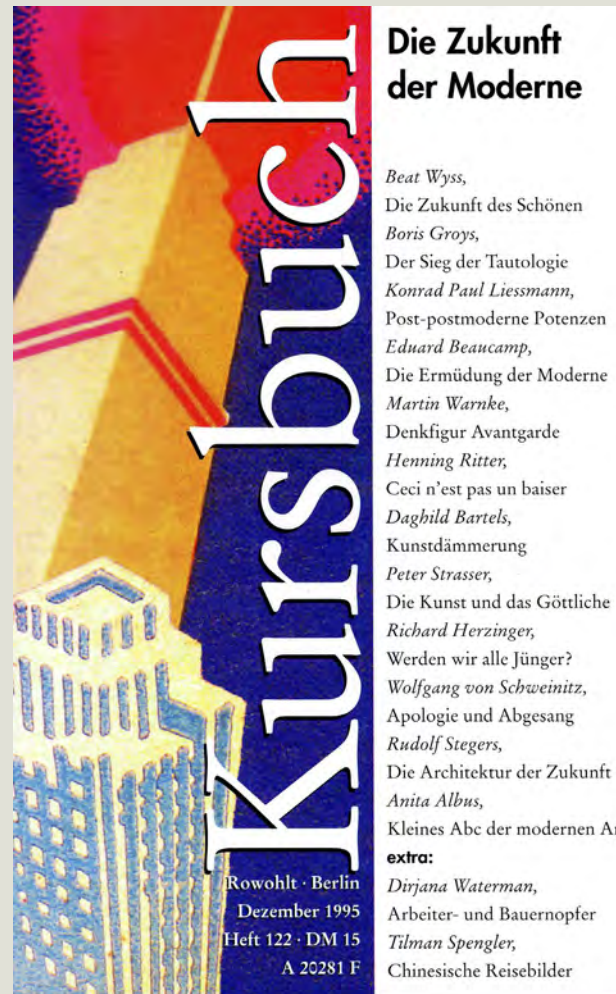
Reprint

Arbeiter- und Bauernopfer



Eine alternative Geschichte Gesamtdeutschlands in sieben Kapiteln.
Aus dem Amerikanischen von Gundolf S. Freyermuth

Von Dirjana Waterman



In ihrem »Brief aus Berlin, Hauptstadt der GDR«, den das US-Magazin *The New Yorker* im Mai 2000 zum zehnten Geburtstag der Gesamtdeutschen Republik veröffentlichen wird, berichtet Dirjana Waterman aus dem Reich des ökologischen Sozialismus: Mit dem befremdeten Blick einer Ausländerin beobachtet sie die Dreharbeiten zu dem DEFA-Jubelfilm *Wiedergeburt einer Nation* nach einem Versepos des Literaturnobelpreisträgers Botho Strauß. Staatspräsidentin Petra Poppe gewährt ihr ein Exklusiv-Interview. Und als erste amerikanische Journalistin darf sie Helmut Kohl, den letzten Kanzler der ehemaligen BRD, an seinem Verbannungsort in Wandlitz besuchen.

Inhalt

1 »National, Epos«. Erste Szene	4
2 Massenkultur-Recycling. Eine Selbstdarstellung	8
3 Berlin, Hauptstadt der GDR. Ein Stadtbild.....	18
4 Vorzeige-Wessies. Ein Interview	26
5 Nach Wandlitz. Zu den Verlierern der Geschichte.....	36
6 Helmut Kohls inneres Exil. Eine historische Lektion	42
7 »National, Epos«. Zweite Szene	57

»National, Epos«. Erste Szene

Bilder wie diese sind der Welt nicht fremd. Unzählige Male haben wir die Schrecken gesehen. In Dokumentationen, die vom jugoslawischen, georgischen, armenischen oder deutschen Bürgerkrieg berichteten. Und in Dutzenden von Zukunfts- und Katastrophenfilmen, die mit dem Inferno spielen. Dennoch war der Anblick in seiner grellen Farbigkeit so grausam, dass viele vor ihm die Augen verschlossen.

Über der Stadt lagen Rauchwolken. In den Straßen drängten sich verzweifelte Menschen und weinten. Andere fledderten mit verzerrten Gesichtern Leichen. Bei den Opfern des Volkszorns, soweit sie als Individuen noch kenntlich waren, handelte es sich um Polizisten und Türkinnen, Damen der Oberschicht und Börsianer.

»Der SUPERGAU von Krümmel führte zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte zu Friedenszeiten den atomaren Notstand herbei!«

Die Stimme, die sich über diese Bilder legte, kam aus meinem Rücken, und sie imitierte hörbar den theatralischen Ton alter Wochenschausprecher:

»Die Augen der Welt richteten sich auf Deutschland, auf Hamburg ...«

Die Ausgänge der Stadt hielten marodierende Bundeswehr-Banden in ABC-Schutzanzügen besetzt. Wer nicht bereit war, alles zurückzulassen, wurde an der Flucht gehin-

dert. Von der Entschlossenheit der Freischärler zeugten zerschossene Autowracks und zahllose Tote, zwischen deren gekrümmten Körpern auf den viel spurigen Elbbrücken lediglich eine enge Durchfahrt frei geräumt war. Zehntausende wollten, obwohl sie den sicheren Tod längst in sich trugen, in andere Landesteile entkommen. Ihr Treck staute sich, soweit der Blick reichte.

Wieder erhob sich die Stimme in meinem Rücken: »Einigen Glücklichen gelang, sei es durch Einfluss oder Bestechung, die rechtzeitige Flucht. Hunderttausende andere saßen in der Stadt fest. Von der atomaren Wolke erst einmal ereilt, sollte den meisten nur die Hoffnung auf einen schnellen Tod bleiben ...«

Im Viertel um den Fischmarkt hatte sich eine wütende Menschenmenge zusammengerottet, ein knappes tausend Männer und Frauen, angeführt von Trupps schwarz gekleideter Autonome. Sie versuchten, ein überfülltes Schiff am Auslaufen zu hindern.

»Man hat uns solange belogen, bis es zu spät war, zu fliehen«, schrie eine junge Frau. Ihre Augen glühten vom Feuerschein der Schlacht um die Englandfähre. Der gewaltige Stahlkomplex der Anlegestelle war vollständig ausgebrannt. Aus den Fenstern hingen verkohlte Leiber. Molotowcocktails flogen. Sie trafen die dicht bis an die Reling gedrängten Passagiere. Wer in Flammen geriet, wurde von den Nebstehenden sofort

ergriffen und als lebende Fackel hinunter auf die nicht minder dichtgedrängte Masse der Angreifer geschleudert.

Die junge Frau, die sich jetzt wieder in den Vordergrund schob, trug ihr Baby auf dem Arm. Auch sein kleines, uraltes Gesicht war flammenrot. Teile der Haut hatten sich abgelöst. Die Augen waren weit aufgerissen und tot. Die junge Frau streichelte die dünnen Haare des Babys.

»An Bord sind die Schweine, die uns das eingebrockt haben«, schrie sie: »Schlachtet das Pack, schlachtet das Pack!«

In gedankenloser Motorik trat sie rhythmisch gegen die verstümmelten Überreste eines Mannes, klumpige Fetzen Fleisch und Nadelstreifen, die zu ihren Füßen lagen. Schnell bildete sich um die Frau eine Gruppe, die mit ihr skandierte:

»Schlachtet das Pack, schlachtet das Pack!«

Oben auf dem Schiff wurde der Ernst dazu gemacht: Von der Reling hingen Dutzende Erhängter. Den meisten waren die Nasen eingeschlagen worden, so dass sie geschändeten griechischen Statuen glichen. Am Bug lynchte ein aufgebrachter Haufen gerade eine blonde, üppige Frau Anfang dreißig. Sie ähnelte auffällig Miss Piggy aus der »Muppet Show«, einer Puppenserie, die Ende der achtziger Jahre auch in Westdeutschland popu-

lär gewesen war. Um den Hals der Blondine war ein Tau geschlungen, ein älterer Mann knotete mit routinierten Bewegungen dessen anderes Ende an die Reling.

Von Ferne legte sich über die Szene ein dumpfes, unheimliches Dröhnen. Erst nach langen Sekunden war es als Rotorenschlagen zu erkennen.

Eine schmale Frau mit einem Palästinenserhalstuch, in das Blut von der Stirn tropfte, schwang einen Hammer.

Miss Piggies dralles Gesicht war von Furcht verzerrt, ließ aber aller Todesangst zum Trotz ihr Leben im leeren Luxus ahnen. Angsterfüllt schrie sie:

»Simone, nein, nicht!«

Am Horizont erschienen inmitten des dichten Rauchs dunkle Umrisse: ein Schwarm gewaltiger, klobiger Hubschrauber.

Die Frau, die den Hammer schon erhoben hatte, hielt inne und starrte in einer Mischung aus Hass und Hoffnung gen Himmel.

»Die Russen«, sagte Simone Darck und ließ den Hammer sinken: »Sie kommen uns tatsächlich zu Hilfe!«

Massenkultur-Recycling. Eine Selbstdarstellung

»Apokalypse in Hamburg«, murmelte neben mir Professor Keller, Generaldirektor der DEFA-Studios bei Berlin, als das Licht in dem großen Vorführraum abrupt anging. In der Stimme des ältlichen Mannes lag eine seltsam melancholische Befriedigung. Kaum hörbar fügte er hinzu: »Sehr frei nach Bosch und Goya, dafür entschieden klassen- und umweltbewusster. Eben typisch Kurt Müller.«

»Tja«, sagte der dürre, fast kahlköpfige Mann, der Kurt Müller hieß. Er hatte den Text zu den Bildern gesprochen. Jetzt stand er auf: »Das waren die Muster vom Außendreh. Was meint ihr, Genossen?«

Seit dem vierstündigen Monumentalwerk *Sausauber*, einer Hymne auf den real ökonomischen Alltag, galt der einundvierzigjährige Ex-Dissident und Mitbegründer des »Neuen Forums« als großer Hoffnungsträger des GDR-Kinos. In der *Neuen Zeit*, seit 1991 vereinigt mit der alten, stand über ihn zu lesen, er sei »das einzige Genie unserer verseuchten Generation«. Und die einflussreiche überregionale *Berliner Allgemeine Zeitung* rühmte Müller als »machtvollen Kinopoeten, einen unermüdlichen Recycler menschlicher Werte, der im massenkulturellen Müll seinesgleichen nicht findet«.

In dem Vorführraum saßen an diesem Nachmittag im September 1999 zwei Dutzend von Müllers Mitarbeitern und vier, fünf DEFA-Regiekollegen, darunter auch Werner Herzog und Volker Schlöndorff. Ihre Gesichter lächelten zurückhaltend.

Meine Augen waren an Hollywood geschult, und was sie gerade gesehen hatten, war eine recht schaurige und recht neorealistische Mischung aus Kitsch und Gewalt. Doch in dem Raum regte sich keine Stimme, um für oder gegen Müllers Machwerk zu sprechen.

»Ich glaube«, sagte Professor Keller bedächtig und erhob sich dabei ebenfalls aus den abgeschabten und viel zu weichen Velourssesseln, »wir können der Fertigstellung des Films zur Feier des zehnten Jahrestages mit Gelassenheit und Stolz entgegensehen.«

Mehr bleibt dem Generaldirektor der DEFA kaum übrig. Kurt Müller, zweifacher Träger des Ordens »Held der Umwelt«, ist ein alter Freund und Wegbegleiter des machtbesessenen und ehrgeizigen GDR-Kulturministers Anderson. Die beiden haben sich vor bald zwei Jahrzehnten in der legendären Widerstandsszene des Prenzlauer Bergs kennengelernt. In dem einst heruntergekommenen und inzwischen vornehmsten Berliner Innenstadtbezirk wohnen die beiden bis heute - wie der große Rest der Gesamtdeutschen Regierung. Anderson persönlich hat den Regisseur mit der Herstellung von *Wiedergeburt einer Nation* beauftragt.

Der bislang aufwendigste gesamtdeutsche Großfilm, an dem Müller über zwanzig Wochen drehte, beruht auf Motiven des Versromans *National, Epos* von Botho Strauß. Das schmale Werk von knapp einhundertzwanzig Seiten, das dem renommierten Dichter und Präsidenten der GDR-Akademie der Künste im vergangenen Jahr als erstem Gesamtdeutschen den Literaturnobelpreis eingetragen hatte, behandelt wortreich und handlungsarm die Monate, die Deutschland veränderten:

November 1989: Die Mauer fällt, die DDR scheint am Ende.

Dezember 1989: SUPERGAU im Atomkraftwerk Krümmel bei Hamburg.

Januar 1990: Über 100 000 Menschen haben eine tödliche Strahlendosis erlitten. Millionen fliehen vor der atomaren Wolke. Amerikaner und Briten evakuieren ihre Truppen. Die staatliche Ordnung bricht zusammen. Pogrome gegen Minderheiten fordern Tausende von Opfern. Das Ausland schließt vor der westdeutschen Flüchtlingsflut die Grenzen und fordert Reparationen für die erlittenen Schäden. Einzig die DDR leistet sofortige Nothilfe. Nationale Volksarmee und Rote Armee stellen Recht und Gesetz wieder her.

März 1990: Erste freie gesamtdeutsche Wahlen.

April 1990: Regierung der Nationalen Einheit aus PDS, Grüne, Neues Forum und Teilen der SPD.

Mai 1990: Vereinigung der beiden deutschen Staaten und Gründung der Gesamtdeutschen Demokratischen Republik.

Müllers Drehbuch macht aus der staatstragenden Vorlage eine teutonische Bürgerkriegs-Arie à la *Vom Winde verweht*, eine glücklich-unglückliche Liebesgeschichte mit einer westdeutschen Scarlett O'Hara, die in diesem Fall Simone Darck heißt, und einem ostdeutschen Rhett Butler alias Bodo Mars. Mehr noch als die Vorlage erlaubt sich der Film im Umgang mit den historischen Geschehnissen viel Freiheit - was den Abzug der West-Alliierten, den Einsatz der Roten Armee beim ost-westlichen Vereinigungsprozess sowie die Beschlüsse zur Neuen Ökologischen Politik angeht. Durch eine besonders rosarote Linse gefilmt wurde alles, was von der Re-Agrarisierung und der freiwilligen Rückentwicklung des Bruttosozialprodukts der Gesamtdeutschen Demokratischen Republik auf den Stand der Teilstaaten von 1960 handelte.

Doch gerade die Verzerrungen entsprachen dem offiziellen gesamtdeutschen Selbstbild. Das Großprojekt namens *Wiedergeburt einer Nation* genießt die ausdrückliche Billigung des Regierungschefs Gregor Gysi und soll am Tag der Einweihung des neu erbauten Berliner

Stadtschlosses dort selbst und in Anwesenheit der Führung von Parteien und Bürgerinitiativen seine Premiere haben.

»Dann wollen wir mal alle wieder an die Arbeit«, sagte Müller. »Ich komme nach ...«

Während die Zuschauer in Grüppchen den Saal verließen, zogen wir uns zum Interview in eine stille Ecke zurück.

»Nun, was halten Sie von den Mustern?« begann Müller unser Gespräch. Als ich vorsichtig Kritik an der sehr graphischen Inszenierung der Grausamkeiten äußerte, widersprach er mit Nachdruck.

»Wir dürfen nichts beschönigen. Einzig indem wir die Schrecken des modernen Industrialismus zeigen, können wir der Bevölkerung vor Augen führen, dass es keine Alternative zum Prinzip der ökologischen Selbstbestimmung in staatlicher Einheit gibt.«

»Nehmen wir zum Beispiel die Massenvergewaltigungen und die im Dutzend abgeschnittenen Nasen ...«

»Historische Fakten!« unterbrach mich Müller: »Das hat so und nicht anders stattgefunden! Und nicht allein in Hamburg!«

»Gewiss. Ich kenne die Dokumentaraufnahmen. Doch mussten die Pogrome mit dieser Horrorfilm-Ästhetik gezeigt werden?«

»Ich mache mich auf derartige Einwände durchaus gefasst« sagte Müller ruhiger:

»Gerade aus dem Bereich unseres alternativen Erziehungswesens. Aber sehen Sie, die Menschen in der verseuchten Zone waren verzweifelt. Sie wussten, dass sie sterben mussten, qualvoll sterben mussten, und dass nichts auf der Welt sie würde retten können. Ich glaube, den Forderungen einer realistischen Kunst im Dienste der Menschen und der Umwelt kann nicht anders ...«

Müller brach ab und lächelte nachsichtig: »Ich langweile Sie. Sie halten das für undruckbare Phrasen. Sehen Sie, ich kann mich durchaus noch an die Art Journalismus erinnern, der in den USA üblich ist. Sie brauchen für Ihren Artikel anderes Material, Spektakuläres ...«

»Persönlicher würde ausreichen ...«

»Gut, persönlicher.« Kurt Müller lächelte wieder, was für die ruppigen Standards des gesamtdeutschen Umgangs geradezu inflationär war: »Ich stamme wie Wolf Biermann aus Hamburg. Erinnern Sie sich, was Umberto Eco sagte, als man ihn fragte, warum er seinen Roman *Der Name der Rose* geschrieben habe?«

Ich gestand, dass ich keine Ahnung hatte.

»Er habe schon immer einmal einen Mönch vergiften wollen!« Kurt Müller sah mich an, als suche er in meiner Miene nach Spuren der Missbilligung.

»Wie haben Sie privat«, wechselte ich das Thema, »die dramatischen Umwälzungen der deutschen Nation erlebt?«

»Das will ich Ihnen gerne erzählen«, sagte Müller: »Im August 1989 haben wir uns wie jedes Jahr zur Sommerakademie getroffen ...«

»Wer ist wir?«

»Vertreter der verschiedenen Oppositionsgruppen in der alten DDR. Bei dem Treffen jedenfalls haben wir Regierungsbildung gespielt. Jemand hat ein erfundenes Telegramm verlesen, in dem der Sturz der alten Garde gemeldet wurde, und dann haben wir stundenlang Zettel hin und hergeschoben, mit Phantasieministerien und Nonsenseposten. Halb tot gelacht haben wir uns.« Müller sagte es ohne jede Fröhlichkeit:

»Und ein halbes Jahr später bekamen fast alle Dissidenten, die im Sommer dabei waren, einen Job in der ersten gesamtdeutschen Regierung.«

»Wie Sie darüber sprechen, scheint für Sie der Verlauf der Ereignisse eine gewisse Folgerichtigkeit ...«

»Ach wo, ganz im Gegenteil« winkte Müller ab: »Kein Mensch rechnete im Sommer 1989 damit. Der Zusammenbruch des kapitalistischen Systems in Westdeutschland war undenkbar, dafür schien unser Land - ich meine, die alte DDR - am Rande des Bürgerkriegs zu stehen. Wir wissen inzwischen, dass die Honecker-Clique plante, die sich anbahnende Revolution mit Gewalt niederzuschlagen. Alle Welt kennt heute die detaillierten Pläne, uns Oppositionelle in Lager zu verfrachten.«

Jetzt nach den Sterbelagern für Strahlenopfer zu fragen, die in abgelegenen Gebieten weiterhin existieren sollten, schien wenig klug. Deshalb sagte ich leichthin:

»Die Gefahr einer Internierung der Opposition war am 14. Oktober 1989 mit Honeckers Rücktritt ausgestanden ...«

»Ja und nein.«

Müller strich sich genussvoll über die Glatze. Bei vielen Angehörigen der gesamtdeutschen Elite, vom Volksschauspieler Manfred Krug bis zum populären Regierungschef

Gysi, lässt sich diese Angewohnheit beobachten - eine selbstkritische Geste, die wohl allzu große Überlegenheitsgefühle kaschieren soll.

»Sie haben insofern recht«, fuhr Müller fort, »als Krenz und Konsorten schlichtweg zu unfähig waren, um überhaupt etwas in Gang zu setzen, geschweige denn die Verfolgung der Opposition.«

»Sie und ihre Freunde tragen ihm immer noch den 9. November nach?«

»Gewiss. Das hätte das Ende sein können. Nie ging es der Opposition schlechter als in den sechs Wochen zwischen dem Mauerfall und der Katastrophe in Westdeutschland. Von den Demütigungen, denen wir in den letzten Tagen der alten DDR ausgesetzt war, zeigt mein Film ebenfalls einiges.«

Müller sprach lange und bitter davon, wie die kleine, intellektuelle Schar der DDR-Dissidenten samt ihren asketischen Idealen jede Unterstützung im Volk verloren hatte, kaum dass der Weg ins Land der gelobten D-Mark frei gewesen war.

»Wir mussten erkennen, dass wir für die DDR-Bürger genauso wie für den Westen nichts anderes als nützliche Idioten gewesen waren«, sagte der Regisseur: »So etwas wie ein externalisiertes schlechtes Gewissen all derer, die sich ihr Leben lang ange-

passt hatten - und dann binnen Stunden ins kapitalistische Lager des unreflektierten Konsumismus und der Umweltzerstörung desertieren wollten. Wie der Schorlemmer einmal feststellte: ›Die Kriecher konnten nicht akzeptieren, dass es in der Gesellschaft, die zum Kriechen zwang, Menschen gegeben hatte, die aufrecht gewesen waren.‹

Berlin, Hauptstadt der GDR. Ein Stadtbild

»Wenn Deutschland mit Frankreich vereinigt wäre, so würde daraus folgen, dass auch Frankreich mit Deutschland vereinigt wäre«, schrieb Germaine de Staël-Holstein vor mehr als anderthalb Jahrhunderten: »die Besiegten würden mit der Länge der Zeit die Sieger umwandeln und modifizieren, und alle würden schließlich dabei verlieren.«

Dergleichen ist nun geschehen - nicht durch die Vereinigung mit Frankreich, wie sie einst unter napoleonischer Besetzung möglich schien, sondern durch die Vereinigung der Deutschen Demokratischen Republik mit der Bundesrepublik Deutschland. Dennoch stimme bis heute neunzig Prozent dessen, was Madame de Staël zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts über die Deutschen und ihre Eigenheiten geschrieben hat, behauptet meine Freundin, die Kulturwissenschaftlerin Greer Dike. Wer die seltsamen Umwege begreifen wolle, die diese Nation gegangen ist, tue deshalb gut daran, sich mit Madame de Staëls scharfsichtigen und scharfzüngigen Erkenntnissen auseinanderzusetzen. Greer Dike, eine Kalifornierin, die seit zwanzig Jahren an der Berliner Freien Universität lehrt, hatte mir beim Frühstück in der Universitätsmensa deshalb gleich einige der »unveränderten Wahrheiten« aufgelistet.

Eine eigentümliche Stille und Verschlossenheit in der Natur wie bei den Menschen presse dem Fremden anfangs das Herz zusammen. Da die Deutschen mehr Phantasie als wahre Leidenschaftlichkeit besitzen, vollzögen sich zudem die seltsamsten Vorgänge mit einer eigentümlichen Ruhe. Dazu füge sich, dass die Liebe zur Freiheit bei ihnen traditionell unterentwickelt sei und ihr Geist keine Verbindung mit ihrem Charakter habe: Während deutsche Intellektualität, so vorhanden, kaum eine Schranke dulde, beuge sich der Charakter der Mehrheit bereitwillig jedem Joch. Nichts läge dem kollektiven Gefühl, das sie »deutsche Seele« nennen, näher als das eigene Scheitern und die Niederlage der Nation.

»Der General, der eine Schlacht verliert«, zitierte Greer Dike die ehrwürdige Madame, »ist ihrer Nachsicht weit sicherer, als der, der sie gewinnt, ihres lebhaften Beifalls sicher ist. Bei einem solchen Volk ist der Unterschied zwischen Erfolg und Misserfolg nicht groß genug, um den Ehrgeiz kräftig anzuregen.«

Dieser letzte Satz wollte mir nicht aus dem Kopf gehen, als die U-Bahn mich an einem sonnigen Oktobermorgen beim ehemaligen Ausländerübergang Checkpoint Charlie entließ. Zum letzten Mal war ich Mitte der achtziger Jahre in Berlin gewesen. Damals stand die Mauer noch, und die Schikanen und Strapazen einer Einreise in den Ostteil der Stadt sind mir unvergessen. Seitdem war Honeckers »antifaschistischer Schutzwall«

nicht nur zu einem »steinernen Dokument verfehlter Politik« degradiert, sondern auch zur guten Hälfte entschärft und abgerissen worden. »Für die einzig noch real existierenden Tretminen«, heißt es in einem beliebten Reiseführer, »sorgen die Köter.« Die paar hundert Meter, die sich vom einst vierzig Kilometer langen Todesstreifen erhalten haben, verdanken ihr Überleben ebenfalls der deutschen Tier- und Blumenliebe: Im schützenden Schatten der Mauer hat sich eine Vielfalt von Pflanzen und Tieren angesiedelt. Die City-Biotope stehen unter Naturschutz.

Dass es Anfang der neunziger Jahre jedoch zu keiner wirklichen Bestrafung derjenigen gekommen war, die für die Kasernierung eines halben Volkes und die Ermordung einiger Hundert Flüchtlinge verantwortlich waren, galt vielen als erster Sündenfall des neuen Staates. Offiziell wurde die Nachsicht gegenüber den Herren des Schießbefehls damit gerechtfertigt, dass in Gesamtdeutschland gleiches Recht für alle gelten sollte und man die östlichen Machthaber, die ein paar hundert Menschenleben auf dem Gewissen hatten, nicht härter bestrafen konnte als die westlichen, auf deren Konto die Millionen Opfer des SUPERGAUs gingen. Den Bonnern wie den alten grauen Herren der DDR war daher im Zuge der »Generalamnestie für Verbrechen gegen Volk und Umwelt in Ost und West« das gleiche Schicksal zgedacht worden: lebenslängliche Verbannung aufs Wandlitzer Altenteil.

»Beauftragter der Volksregierung für die Abwicklung von Systemverbrechen« war zu jener Zeit Ex-DDR-Abwehrchef Markus Wolf, sein Stellvertreter der westdeutsche Wendehals Klaus Kinkel. Den ungewöhnlichen Strafbescheid begründete das Ost-West-Gespann mit ebenso ungewöhnlichen Worten, die um die Welt gingen:

»Ihre Hölle, das soll der andere graue Alte von nebenan sein.«

Der ehemals alliierte Checkpoint Charlie lag am äußeren Ende der Bannmeile, die das Regierungsviertel schützte. Der Übergang war derweil eine Art Abenteuerspielplatz für Kinder. Aber das stimmte im Grunde für die gesamte Innenstadt. Dass man in ihr lediglich zu Fuß oder per Fahrrad verkehren konnte, beeinflusste nicht nur die Berliner Luft ungemein positiv. Die Hauptstädter selbst erschienen mir insgesamt weniger blasshäutig und entschieden weniger übergewichtig. Ins Auge fiel jedoch eine gewisse Monotonie und Schäbigkeit im äußeren Erscheinungsbild der Passanten. Im Vergleich zu den Münchnern oder Hamburgern hatten die Berliner stets zu einer ungewöhnlichen Bescheidenheit, wenn nicht Nachlässigkeit in ihrer Bekleidung geneigt. Die vergangenen Jahre mit ihrer Isolierung vom Weltmarkt und dem Zwang zur autarken Versorgung hatten dem Hang zum schlampigen Habitus endlich eine Rechtfertigung gegeben.

Die von der Uno beschlossenen Wirtschaftssanktionen, mit denen die GDR zur Erfüllung der Reparationsforderungen ihrer Nachbarländer gezwungen werden sollte, machten jeden internationalen Handel unmöglich. Auch den regulären Luftverkehr hatte die GDR im vergangenen Jahr einstellen müssen - offiziell aus Gründen des Umweltschutzes. Der Beschluss war allerdings erst gefasst worden, nachdem die französische Regierung in einer Nacht- und Nebelaktion, die in über vierzig Ländern parallel ablief, alle landenden Maschinen der Interhansa hatte konfiszieren lassen.

Natürlich sah die Mehrheit der Deutschen in den Schadensersatzforderungen nichts anderes als eine weitere Ungerechtigkeit und Beleidigung durch das Ausland. Hatten die Nachbarn der Sowjetunion, inklusive der BRD und der DDR, nicht klaglos die Milliarden-Schäden hingenommen, die der Unfall im Atomkraftwerk von Tschernobyl erzeugt hatte? Die mächtigen Sowjets wollte man nicht zur Kasse bitten. Den deutschen Michel, inzwischen der arme Mann Europas, hingegen sehr wohl. Dabei hatte der Neue Gesamtdeutsche mit dem alten kapitalistischen BRD-Bürger nichts mehr zu tun! War der ein Verschwender und Umweltschädling gewesen, so spielten die Deutschen derweil den ökologischen Musterknaben und begnügten sich von allen Bewohnern entwickelter Industrieländer mit dem niedrigsten Pro-Kopf-Verbrauch an Energie. Ungern gehört wurde dagegen der Vorhalt, dass die Zahlen im Weltvergleich wenig Aussagekraft besaßen -

denn eine Volkswirtschaft, in der Rikscha-Unternehmen zu den Branchen mit den höchsten Zuwachsraten gehörten, konnte weder als entwickelt noch als industriell gelten. Soviel Beschwerlichkeit die wirtschaftliche Isolierung den Deutschen bereitete, so sehr kam sie der tief in dem mitteleuropäischen Volk verankerten Sehnsucht nach Autarkie entgegen. Kein anderes Land Europas besitzt so viele Grenzen und so viele Nachbarn. Dieser geographische Umstand und die daraus folgenden Abhängigkeiten und Beschwerden fördern seit Jahrhunderten den Wunsch nach Unabhängigkeit von der Welt. Worte wie »international« oder »kosmopolitisch« hatten im Deutschen nie einen guten Klang. Zu Zeiten schien das teutonische Allheilmittel, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben und kurzerhand die unangenehme Welt zu unterwerfen. Zu anderen Zeiten - und die Gegenwart rechnet zu ihnen - zog man die eigene Abkapselung vor.

Nationale Isolation allerdings könnte am Ende des Jahrtausends überholter nicht sein. Vom Geldverkehr über die Energieversorgung bis zur Telekommunikation - die zentralen Bereiche des modernen Lebens lassen sich auf nationaler Basis nicht mehr beherrschen. Diese Einsicht ist den Deutschen zwar unlieb, aber nicht fremd. Aus ihr rührt ihre Abneigung gegen die Moderne, und in ihr wurzelt die verbreitete, romantisch verbrämte Technikfeindlichkeit. Das Verlangen, sich den Zwängen der Moderne zu entziehen, der Zukunft in Richtung Vergangenheit zu entkommen, inspiriert eine jahrhundertealte

Sehnsucht nach einem Sonderstatus. Seine gegenwärtige Ausprägung findet die Suche in dem rigorosen Experiment eines »dritten Weges«, jenseits der - aus deutscher Sicht - Scylla der westlichen Demokratien und der Charybdis der traditionellen Tyranneien, der Diktatur des Proletariats und der Gewaltherrschaft des nationalistischen Mobs.

Ein wesentlicher, weil demonstrativer Teil der ökologischen Ideologie ist das strikte Verbot aller innerstädtischen Individual-Fortbewegung, die nicht durch eigene oder fremde Muskelkraft bewerkstelligt wird. Da das deutsche Ordnungsdenken von einem unendlichen Widerwillen gegen alle Formen von »Ausnahmen« erfüllt ist - und machten sie noch soviel ökonomischen Sinn oder seien sie noch so sehr verdient -, sind vor diesem Grundgesetz alle gleich. Bis Mitte der neunziger Jahre waren für den Lieferverkehr sowie für Kranke, Behinderte, Personen über siebzig und Mitglieder von Exekutive und Legislative kleine Elektrokarren erlaubt, vom Volk »Trödel-Trabis« genannt. Ein Volksbegehren hatte der »Privilegienwirtschaft« ein Ende bereitet. Betriebe, die nicht per Karren beliefert werden konnten, sowie Kranke, Behinderte und ältere Personen wurden aus den City-Bereichen ausgesiedelt.

Als ich am Volkstag ankam, wie der alte Reichstag jetzt heißt, erinnerte das weite Feld davor an den Hof einer chinesischen Fabrik. Unzählige Fahrräder standen auf sorgsam vorgezeichneten Feldern, einer Armee in Reih und Glied gleich. In einem allerdings

unterschied der Zweiradparkplatz vor dem gesamtdeutschen Parlamentssitz sich von allen anderen in der Welt: Die Parkgebühr war mit zehn G-Mark pro Stunde so horrend hoch, dass es sich außer den Inhabern von staatlichen Berechtigungsscheinen kaum ein Berliner einfallen lassen dürfte, die überfüllte Innenstadt mit dem eigenen Fahrrad zu besuchen.

Vorzeige-Wessies. Ein Interview

Eine halbe Stunde später saß ich Petra Poppe in ihrem lichtdurchfluteten Büro gegenüber. Ein antiker Esstisch diente als Schreibtisch. Außer ihm möblierte nur eine naturfarbene Rattansitzgruppe den Raum, der so dieselbe ruhige Klarheit ausstrahlte wie die Frau Ende vierzig in ihrem weiten weißen Gewand, die in ihm residierte.

Bereits in der Bonner Republik war die Ex-Abgeordnete der Grünen durch ihr fundamentalistisches Engagement gegen die Kernkraft bekannt geworden. Im Dezember 1989 gehörte sie zu den Mitbegründern des »Bundeskomitees Atomfreies Deutschland«, das sich angesichts des SUPERGAUs in Krümmel formierte.

In dem Siedewasserreaktor hatte eine Betriebsstörung im Primärkreis zum Schmelzen des atomaren Kerns geführt. Nach drei Stunden war das »containment«, die schützende Betonhülle, geplatzt. In der Folge kam es, wie die erste offizielle Verlautbarung mitteilte, zu einer »schnellen Freisetzung des radioaktiven Inventars«. Im Klartext: Zu einer Verseuchung, die alles, was im ukrainischen Tschernobyl geschehen war, harmlos aussehen ließ.

Eine riesige atomare Wolke zog von Norddeutschland in Richtung Südwesten. Millionen Bürger, unter ihnen auch die meisten Angehörigen der Sicherheitskräfte, flüchteten vor

ihr her. Zwischen Kiel und München herrschte Panik, zu der die überstürzte Evakuierung der westalliierten Besatzungstruppen nicht wenig beitrug.

Ihren Höhepunkt erreichten die Plünderungen und Pogrome, als nach vier Tagen des Massenexodus das Ausland die Grenzen für BRD-Bürger schloss - was den Volkszorn sofort auf alle Nicht-Deutschen richtete, die als einzige dem drohenden Strahlentod noch entkommen konnten. Knapp zwei Millionen Menschen erlitten schwere Gesundheitsschäden. Die Furcht vor den unübersehbaren Langzeitwirkungen trieb unzählige andere zu Verzweiflungs- und Gewalttaten. Zehntausende tötete der Mob auf den Straßen.

In dieser Situation hatte Petra Poppe als stellvertretende Vorsitzende des »Bundeskomitees« den legendären Aufruf »In atomarer Not« formuliert. Mit ihm baten die Unterzeichner, bekannte Intellektuelle und einzelne Bundestagsabgeordnete der SPD und der Grünen, die damalige DDR um Nothilfe - und boten im Gegenzug die Vereinigung an: zu einem »demokratisch-ökologischen-sozialistischen Rechtsstaat deutscher Nation«.

Die Staats- und Parteiführung der DDR unter dem Reform-Ministerpräsidenten Hans Modrow, selbst durch wachsende Opposition und tägliche Massendemonstrationen äußerst bedrängt, ergriff die unverhoffte Gelegenheit beim Schopfe. Sie versicherte sich der Unterstützung des Oberkommandierenden der sowjetischen Truppen in der DDR,

und die »Frieden für unser Vaterland« genannte Militäraktion konnte - im Rückgriff auf jahrelange Planungen des Warschauer Pakts - binnen achtundvierzig Stunden anlaufen. In der Regierung der Nationalen Koalition, die sich nach den ersten gesamtdeutschen Wahlen von 1994 unter PDS-Chef Gregor Gysi bildete - Slogan der gemeinsamen Plattform: »Lieber Dritter Weg als Viertes Reich« -, war Petra Poppe zunächst Ministerin für alternative Energien. Ihre Rigorosität wurde der Parteien- und Staatsführung jedoch schnell lästig. Als sie gar forderte, »den Schutz der Natur in ihrer Rechtlosigkeit« zum obersten Staatsziel zu erklären, dem sich alle anderen Ziele, bis hin zur Verwirklichung der Menschenrechte, unterordnen sollten, wurde sie in der Exekutive untragbar: 1996 »beförderte« man Petra Poppe auf den einflusslosen Posten einer Präsidentin der Gesamtdeutschen Republik.

»Sicher bin ich in diesem Staat, dessen Machthabende in der Mehrheit aus dem Osten stammen, die Vorzeige-Wessi«, sagte Frau Poppe in der ruhigen, monotonen Sprechweise, die geradezu ein Kennzeichen der gesamtdeutschen Elite geworden ist. »Ehemalige Bundesbürger sind zumindest in der Exekutive dramatisch unterrepräsentiert. Aber die Integration braucht ihre Zeit. Es kann Jahre dauern, bis die Mehrheit unseres Volkes, die West- wie die Ostdeutschen, ganz begreifen wird, was in den wenigen Monaten des Winters 1989/90 mit ihnen und ihrem Land geschehen ist. Im Augenblick leben wir

in einer Phase der Ungleichzeitigkeit. Die Lage, in der sich die Bürger befinden, und ihr Bewusstsein klaffen weit auseinander.«

Offen sprach die Präsidentin über das Problem der kollektiven Amnesie, von der die Deutschen zum zweiten Mal im zwanzigsten Jahrhundert befallen wurden.

»Sicher, wir hätten ein Tribunal über die Verbrechen veranstalten können, die Deutsche in Ost und West an Deutschen in Ost und West verübt hatten«, sagt Frau Poppe: »Aber wem hätte es genutzt? Der Rechtsstaat, wie wir ihn verstehen, ist nicht dazu da, historisches Unrecht wieder gut zu machen. Das kann er nicht. Seine Aufgabe ist es zu verhindern, dass neues Unrecht geschieht. Unrecht gegen Menschen und Tiere, Unrecht gegen die Umwelt in unserem Land wie auf dem ganzen Planeten.«

Auf meine Frage nach der Rolle der westdeutschen Bevölkerung und ihrer alten Eliten innerhalb des neuen Staatswesens, antwortete Frau Poppe:

»Da muss man sehr stark nach Generationen und nach sozialen Schichten unterscheiden. Die Angehörigen meiner Alters- und Ausbildungsgruppe, die sogenannten ›Altlinken‹ oder ›Achtundsechziger‹«, haben durch die Ereignisse neuen Lebensgeist gewonnen. Wir waren träge und mutlos geworden. Die Zukunft dachten wir uns als Verlängerung der Gegenwart ins Grab. Und in anderen Schichten besteht ebenfalls

Dankbarkeit.« Frau Poppe holte tief Luft: »Sehen Sie, während der Rest Europas statt uns Hilfe anzubieten, Reparationen forderte, war die damalige DDR das einzige Land, das den verzweifelten Menschen seine Grenzen öffnete.«

Andererseits, fuhr die Präsidentin fort, seien die westdeutschen Erblasten auch im menschlichen Bereich keineswegs gering.

»Die Mentalität der meisten, die unter den alten Verhältnissen des rücksichtslosen Egoismus und bedingungslosen Konsums aufgewachsen sind, ist gänzlich verschieden von unseren Staatszielen. Ausgrenzen können wir keinen auf Dauer. Der Weg ins Ausland ist Widerspenstigen versperrt. Wir müssen sie soweit als möglich integrieren - und gleichzeitig verhindern, dass sie durch schiere zahlenmäßige Überlegenheit in diesem Land das politische Übergewicht bekommen.«

»Ein Argument gegen die Herrschaft der Mehrheit, gegen Demokratie ...«

»Nein, ein Argument für unsere Form der Basisdemokratie, die ihre Basis eben in Ausbildung und Erziehung der Volksmassen hat. Vor allem wir Westdeutschen müssen umlernen, uns umstellen, neu anfangen. Was von Millionen gefordert wird, ist nichts weniger als ein Abschied von ihrem alten Selbst.«

Die Erziehungsanstrengungen der Regierung, betonte die Präsidentin, konzentrierten sich keineswegs auf ihre ehemaligen Landsleute. Nicht minder rückständig sei das Bewusstsein der meisten, die unter den Bedingungen des real existierenden Sozialismus aufgewachsen seien.

»Im Verhältnis zum Westen gab die DDR den Menschen einen Sinn. Was gut an der DDR war, wollten wir daher bewahren und für die Zukunft erhalten«, sagte Frau Poppe. »Andererseits war der klassische Sozialismus die Utopie des Industriezeitalters. Zusammen mit ihm ging er unter. Unsere Revolution hat den primitiven Sozialismus, der in seiner die Natur verschleißenden Wachstumsideologie dem Kapitalismus um nichts nachstand, auf eine historisch höhere Stufe gehoben.«

Der Alltag in Gesamtdeutschland ist ohne Zweifel inzwischen freier als in der alten DDR. Die Einbindung in und Kontrolle durch Organisationen, denen der Einzelne von der Wiege bis zur Bahre unterlag, hat sich wesentlich reduziert. Die »Jungen Pioniere« und die »Freie Deutsche Jugend« sind ebenso aufgelöst wie der »Demokratische Frauenbund Deutschlands« oder die »Gesellschaft für deutsch-sowjetische Freundschaft«.

Weiterhin aber weiß jeder über viele Bescheid, und viele wissen etwas über jeden, der sich anders verhält als die Mehrheit. Verstöße gegen den Kollektivgedanken und indi-

viduelles Fehlverhalten wie mangelnde Arbeitsmoral oder die Umwelt belastende Gewohnheiten werden unablässig in der Öffentlichkeit von Schulen und Betrieben diskutiert. Wer sich den Staatszielen im öffentlichen wie privaten Leben nicht beugen will, sieht sich diskreten Einflussnahmen und Aufforderungen zur »Selbstkritik« ausgesetzt. Verglichen mit der alten Bundesrepublik, die ich in den achtziger Jahren bereiste, ist die GDR ein recht enges Land.

»Das haben jene Nachbarn zu verantworten, die eine Mauer um die GDR errichtet haben, insbesondere die Sezessionisten um Edmund Stoiber in der ›Vereinigten Süddeutschen Republik«, wehrte Frau Poppe die Kritik ab. »Wir haben dennoch viel erreicht. Fast zuviel. Das wirkliche Problem, das ich sehe, ist der rapide wachsende wirtschaftliche Wohlstand. Trotz reduzierter Produktion und rigoroser Beschränkung des Energieverbrauchs geht es uns Gesamtdeutschen bereits soviel besser, dass der Konsumgedanke neu erwacht.«

»Damit verdammen Sie die Wünsche und Sehnsüchte einer Mehrheit der Menschen!«

»Ich verstehe Ihren Vorwurf nicht«, sagte Frau Poppe: »Die Regierung der Nationalen Einheit hat bei den letzten Wahlen die absolute Mehrheit errungen.«

»Weil die Deutschen seit der Katastrophe isolierter leben, als sie es ohnehin schon zu tun pflegten«, wandte ich ein. »Und weil ihnen lediglich die Wahl zwischen dem Sonderweg eines isolationistischen Sozialismus bleibt und einer Wiedereingliederung in das westliche System, die sie zu gigantischen Entschädigungsleistungen in Höhe von rund fünftausendfünfhundert Milliarden Dollar an die Nachbarländer verpflichten würde.«

»Sie wollen sagen«, lächelte Frau Poppe, »dass wir, die Regierung aus alten DDR-Dissidenten und der westlichen grünen und linken Intelligenz, von der nuklearen Katastrophe profitiert haben?«

»Ich hätte es anders formuliert, denn von Gewinn kann kaum die Rede ...«

»Sie haben ja recht!« unterbrach mich die Staatspräsidentin. »Der ökologische Sozialismus lebt von einer Heilserwartung: dass die Menschen im Einklang mit sich selbst, mit ihren Mitmenschen und mit der Natur existieren könnten.« Frau Poppe sah mich an, als sei das Erläuterung genug. Als sie meine fragende Miene wahrnahm, erklärte sie: »Jede Heilslehre in der Geschichte der Menschheit hat die Katastrophe als Fixpunkt aller Hoffnungen. Der Untergang des Alten wird ersehnt, weil erst durch den Verfall die Erneuerung, durch den Tod das neue Leben beginnen kann. Ich habe neulich in den Memoiren von Heinz Hoffmann geblättert ...«

»Entschuldigen Sie, wer ist das?«

»Ein Armeegeneral, langjähriger Verteidigungsminister der DDR. Der jedenfalls schrieb, bis jetzt kenne die Geschichte keinen Fall, in dem eine sozialistische Revolution zum Sieg geführt worden wäre, ohne dass die Kanonen ihr Machtwort gesprochen hätten. Und so martialisch das klingt, es stimmt: Können Sie sich die Oktoberrevolution in Russland ohne den Ersten Weltkrieg vorstellen? Oder den Nachkriegs-Sozialismus auf deutschem Boden ohne einen verlorenen Zweiten Weltkrieg? Genauso wenig hätte die Macht des westdeutschen Kapitals ohne SUPERGAU in Krümmel gebrochen werden können. Jede andere Form der Vereinigung unter den Vorzeichen eines demokratisch-ökologischen Sozialismus war damals und wäre wohl noch heute utopisch. Nur, frage ich Sie, was ist daran schlecht?«

»Millionen Menschen ...«

»Sicher.« Die Präsidentin machte eine abwehrende Handbewegung. »Niemand von uns wollte das. Im Gegenteil, ich persönlich habe lange Jahre und unter Einsatz aller Mittel gegen den nuklearen Wahnsinn gekämpft. Die revolutionären Katastrophen, Krieg wie Umweltvernichtung, hatte stets die alte Gesellschaftsform zu verantworten, nicht die

neue. Vielmehr verhindern wir für die Zukunft, dass dergleichen geschehen kann - womit wir womöglich die gesamte Menschheit retten!«

»Der SUPERGAU als List des revolutionären Fortschritts?«

»Ja. Das ist meiner Ansicht nach die Lehre, die wir aus dem deutschen Schicksal ziehen können und müssen.«

»Soweit die Zukunft. Was aber ist mit den Altlasten?« sagte ich, wissend, dass ich mit meiner Frage den Abbruch des Interviews riskierte: »Was geschieht jetzt, in diesem Augenblick, mit den Hunderttausenden von Menschen, die nach Ansicht westlicher Wissenschaftler irreversibel strahlengeschädigt sind und einem qualvollen Siechtum und Tod entgegensehen?«

Nach Wandlitz. Zu den Verlierern der Geschichte

»Das ist ja das Fürchterliche«, sagte Hannelore Kohl mit dem strahlenden Lächeln, das seit Mediengedenken in ihrem Gesicht festgefroren war. »Der Unrechtsstaat stand vor dem Zusammenbruch. Und der Krümmel-Gau rettete ihn vorm K.O. wie der Gong einen angeschlagenen Boxer. Meinem Mann wurde großes Unrecht getan.«

»Von wem?«

Die Frau des letzten Kanzlers der Bundesrepublik Deutschland sah mich erstaunt an.

»Von wem? Von der Geschichte natürlich.«

Hannelore Kohl hatte mich im Wohnzimmer ihres Hauses in der Verbanntensiedlung Wandlitz empfangen. Das einhundertsechzig Hektar große Gelände, in dem seit Mitte der fünfziger Jahre die SED-Führung abgeschieden von Volk und Wirklichkeit residierte, liegt knapp dreißig Kilometer vom Berliner Stadtzentrum entfernt mitten in einem dichten Wald- und Seengebiet. Zu DDR-Zeiten waren die dreiundzwanzig eher bescheidenen Wohnhäuser des inneren Bereichs durch eine sechshundert Meter lange und zwei Meter fünfzig hohe Mauer gesichert.

Heute, da es nicht allein darum geht, Unbefugte am Betreten, sondern vor allem darum, die Bewohner am Verlassen ihres Reservats zu hindern, sind die Sicherheitsmaß-

Dirjana Waterman
Arbeiter- und Bauernopfer

extra

EINE ALTERNATIVE GESCHICHTE

In ihrem »Brief aus Berlin, Hauptstadt der GDR«, den das US-Magazin The New Yorker im Mai 2000 zum zehnten Geburtstag der Gesamtdeutschen Republik veröffentlichen wird, berichtet Dirjana Waterman aus dem Reich des ökologischen Sozialismus: Mit dem befremdeten Blick einer Ausländerin beobachtet sie die Dreharbeiten zu dem DEFA-Jubelfilm »Wiedergeburt einer Nation« nach einem Versepos des Literatur-nobelpreisträgers Botbo Strauß. Staatspräsidentin Petra Poppe gewährt ihr ein Exklusiv-Interview. Und als erste amerikanische Journalistin darf sie Helmut Kohl, den letzten Kanzler der ehemaligen BRD, an seinem Verbannungsort in Wandlitz besuchen.

1. »National, Epos«. Erste Szene

Bilder wie diese sind der Welt nicht fremd. Unzählige Male haben wir die Schrecken gesehen. In Dokumentationen, die vom jugoslawischen, georgischen, armenischen oder deutschen Bürgerkrieg berichteten. Und in Dutzenden von Zukunfts- und Katastrophenfilmen, die mit dem Inferno spielen. Dennoch war der Anblick in seiner grellen Farbigkeit so grausam, daß viele vor ihm die Augen verschlossen.

Über der Stadt lagen Rauchwolken. In den Straßen drängten sich zweifelte Menschen und weinten. Andere fledderten mit verzerrten Gesichtern die Hunderte von Leichen. Bei den Opfern des Volkszorns, soweit sie als Individuen kenntlich waren, handelte es sich um Polizisten und Türcinnen, Damen der Oberschicht und Börsianer.

»Der SUPERGAU von Krümmel führte zum erstenmal in der Menschheitsgeschichte zu Friedenszeiten den atomaren Notstand herbei!«

Die Stimme, die sich über diese Bilder legte, kam aus meinem Rücken, und sie imitierte hörbar den theatralischen Ton alter Wochenschausprecher: »Die Augen der Welt richteten sich auf Deutschland, auf Hamburg ...«

ARBEITER- UND BAUERNOPFER extra 147

nahmen erheblich verschärft worden. Ihre Organisation folgt dem Vorbild der Berliner Mauer. Bei den Wachmannschaften handelt es sich um Eliteeinheiten der ehemaligen Grenztruppen, und die Sperranlagen stammen ebenfalls aus dem Todesstreifen um Westberlin: Fast vier Meter hoher Beton, aufgeteilt in Vorder- und Hinterlandsmauer, dazu Kontaktzäune, KFZ-Gräben, Stacheldrahtverhau, Metallgitterzäune, Kolonnenwege, Hundelaufanlagen sowie eine einzige Kontrollstelle mit Panzersperren und Flutlichtanlage. An ihr begrüßt noch zehn Jahre nach dem Sturz der SED-Bonzen das alte Stoppschild die Besucher:

»Achtung! Weiterfahrt in das Objekt nur mit Sonderdokument«.

Nahezu alle damaligen Bewohner der Bonzen-Siedlung wurden nach der Vereinigung unter Hausarrest gestellt. In der ersten Hälfte der neunziger Jahre verstarben die meisten aus der SED-Altherrenriege: Volkskammerpräsident Horst Sindermann, Ministerpräsident Willi Stoph, Stasi-Chef Erich Mielke, Wirtschaftsboss Günther Mittag und last not least Erich Honecker. Lediglich sein Kronprinz Egon Krenz und Günther Schabowski, einst Parteichef von Berlin, leben noch in Wandlitz. In die freigewordenen Häuser hat die Regierung der Nationalen Einheit nach und nach die Spitzen der alten Bundesrepublik verlegt, die bis dahin mehrheitlich im Taunus und um Bonn herum interniert gewesen waren.

Dr. Helmut Kohl und seine Frau bewohnen, dem Rang eines Bundeskanzlers a. D. entsprechend, Haus Nummer eins. Die mit vierhundert Quadratmetern Wohn- und eintausend Quadratmetern Gartenfläche größte Villa der Siedlung hat einst Willi Stoph erbauen lassen. Gemessen an westlichen Standards muten die Wandlitzer Wohnverhältnisse allerdings bescheiden bis bieder an.

»Da hatten wir uns in Oggersheim was Besseres hingestellt«, sagte Frau Kohl. »Schauen Sie sich bloß die Stores an! Unsere Möbel durften wir immerhin mitbringen. Aber« - sie zeigte auf eine Schrankwand aus dunkler Eiche, die gewaltig von der nahen Wand her drohte - »die schönsten Stücke machen in dieser Bude nichts her.«

Nach dem üblichen Tagesablauf in Wandlitz gefragt, meinte Frau Kohl: »Die Männer reden und reden.«

»Worüber?«

»Na, worüber schon. Über 1989. Über den glorreichen Sommer, über den schändlichen Winter, und wenn sie damit durch sind, hecheln sie die vier Jahreszeiten des Schicksalsjahres von vorne durch.«

Frau Kohls Rede vom »Schicksalsjahr« bezeichnete nach gesamtdeutschem Sprachgebrauch die politischen Geschehnisse zwischen dem Mai 1989 und dem Frühjahr 1990. Die Wortprägung verrät viel von der in diesem Volk verbreiteten Sehnsucht nach Überwältigung und Verantwortungslosigkeit: Was vermögen Nationen oder einzelne gegen das, was höhere Mächte als »Schicksal« über sie verhängten?

In der historischen Realität bestanden die Ereignisse des »Schicksalsjahres« natürlich aus einer Vielzahl von Entscheidungen, die von den Beteiligten meist bewusst und egoistisch getroffen wurden.

Seit Mai 1989 versuchten Tausende jüngerer DDR-Bürger, dem Land ihrer Geburt zu entfliehen, indem sie in den bundesdeutschen Botschaften von Warschau, Prag und Budapest um Asyl baten. Kohls Außenminister Hans-Dietrich Genscher brachte mit seiner

furios orchestrierten und solventen Geheimdiplomatie die verschiedenen ehemaligen »Bruderländer« der DDR dazu, die Ausreise der Flüchtlinge zu gestatten. Woraufhin die Flutwelle derer, die dem bürokratischen Sozialismus entkommen wollten, erwartungsgemäß höher und höher schwappte. Alles sah nach dem Zusammenbruch der DDR just im vierzigsten Jahr ihres Bestehens aus.

Im Herbst trat Erich Honecker ab, Egon Krenz wurde sein Nachfolger. Die Bundesrepublik schien zur Hegemonialmacht im Herzen Europas aufzusteigen, zu dem Staat, der das Machtvakuum ausfüllte, das der Zerfall des Ostblocks hinterließ. Bundeskanzler Kohl verhandelte mit dem damaligen Kreml-Chef Michail Gorbatschow von gleich zu gleich und erkaufte sich die sowjetische Zustimmung zur Vereinigung der beiden deutschen Staaten unter westlicher Vorherrschaft. Auguren in der ganzen Welt äußerten die Sorge, auf deutschem Boden könne ein gefährliches Viertes Reich erstehen. Der Kalte Krieg schien beendet; gewonnen vom Westen, wobei ausgerechnet Deutschland der größte Nutznießer zu werden drohte. Und dann kam alles so anders.

»Wie alle Männer hier in Wandlitz«, sagte Frau Kohl, »lebt mein Mann mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart.«

»Die Frauen nicht?« fragte ich, während sie mich zur »Bibliothek« geleitete, in der mich Dr. Kohl empfangen wollte.

»Wenige von uns Frauen hatten Macht. Wir besaßen weniger und haben daher weniger verloren«, sagte Hannelore Kohl, ohne dass ihr strahlendes Gesicht eine Miene verzog. »Unsere Möglichkeiten, nach eigener Façon zu leben, sind jetzt fast größer als früher.« Sie hielt vor einer dunklen Tür inne.

»Widersprechen Sie meinem Mann bitte nicht, egal, worum es geht. Nicht dass er altersstur wäre. Im Gegenteil, er sagt heute manchmal Sachen, also, die hätte ich ihm nie zugetraut. Aber offener Widerspruch, der regt ihn sehr auf. Da kann er die ganze Nacht nicht schlafen.«

6

Helmut Kohls inneres Exil. Eine historische Lektion

Exil und Verbannung machen aus alten Männern Greise. Auch Dr. Helmut Kohl hat der Machtverlust und das, was er den »schmählichen Verrat durch meine besten politischen Freunde« nennt, nicht gut getan. Noch in den letzten Jahren seiner Kanzlerschaft war er, einem bulligen jungen Rüden gleich, durch jede Tür als erster und vorangestürmt. Die Bewegungen des Neunundsechzigjährigen, den ich jetzt traf, wirkten dagegen zurückhaltend, fast unsicher. Die graue Anzughose schlotterte um dünn gewordene Beine, und das helle Freizeithemd spannte bei weitem nicht mehr so wie in besseren Tagen. Kohls »Bibliothek« war ein mittelgroßer Raum mit einer Sitzecke aus Ledercouch und Schaukelstuhl sowie einem kleinen Schreibtisch. Die überfüllten Bücherregale berührten fast die niedrige Decke, und die dichten Gardinen vor den Fenstern erzeugten eine leicht düstere Atmosphäre. In ihr kam das Gespräch wie von selbst auf das Fin de Siècle und die fragwürdigen Errungenschaften des »amerikanischen Jahrhunderts«, das in wenigen Tagen zusammen mit dem ganzen Rest des Jahrtausends zu Ende ging.

Der Ex-Kanzler sprach davon, wie er seine »politische Existenz auf unsere Sache verwendet« habe: »Wir hatten Zivilität und Toleranz nach dem Vorbild Ihrer Gesellschaft ausgebildet. Die Bundesdeutschen schienen ein friedens- und freiheitsliebendes Volk.«

Helmut Kohl machte eine ausholende, hilflose Handbewegung. Binnen Stunden habe sich die Brüchigkeit dessen erwiesen, was so »fest gegründet« schien. Die latente Staatskrise in beiden Teilen der Nation - die Folgen der »tiefen Politikverdrossenheit« im Westen und das Bewusstsein »existentiellen Unrechts« im Osten - habe Deutschland wie zuvor schon Jugoslawien und wie danach Italien zurück in die europäische Realität der Revolutionen, Bürgerkriege und unablässigen Grenzkorrekturen geschleudert.

Zunächst trieb die DDR am Rande der Anarchie. Die Regierenden im Westen erblickten darin ihre »historische Chance« und bestärkten nach Kräften den Zerfall. Im Dezember 1989 jedoch wurde die Bonner Republik, dem Zauberlehrling gleich, von den Mächten eingeholt, die man geschürt hatte.

»Natürlich erlebte ich den Zusammenbruch meines Landes, den Untergang der Bundesrepublik, auch als persönliche Krise«, sagte Helmut Kohl. »Dass unser Traum von der Einheit in Freiheit Wirklichkeit werde, war so greifbar nahe. Und dann dieser Vorgang, der alles von mir ein Leben lang Vertretene und Getane rückhaltlos in Frage stellte!«

Mit bewegten Worten beschrieb der letzte Kanzler der Bundesrepublik, wie er und seine Regierung nach der Katastrophe von Krümmel vergeblich versuchten, die Staatsautorität im Innern aufrecht zu erhalten und gleichzeitig Hilfe des Auslandes zu erlan-

gen. Als »unverzeihlich« bezeichnete Dr. Kohl das Verhalten der Schweiz, die fliehende Bundesbürger nur einließ, wenn sie über Grundbesitz sowie über genügend Devisen verfügten, um ihren Unterhalt auf absehbare Zeit aus eigener Kraft bestreiten zu können. Sei dergleichen von den Eidgenossen schlimmstenfalls zu erwarten gewesen, so zeuge der »Verrat« durch Frankreich, Österreich und vor allem Bayern von »unübertroffener geschichtlicher Niedertracht«.

Günstige Winde bewahrten Anfang 1990 das südlichste Bundesland vor der atomaren Wolke. Fast fünf Millionen Bundesbürgern sowie Teilen der Bundeswehr und des Bundesgrenzschutzes gelang es, sich nach Bayern zu retten. Statt die Bonner Zentralregierung in ihrem Widerstand gegen die, wie Dr. Kohl sagte, »roten Okkupationstruppen« zu unterstützen, hatte die bayrische Staatsregierung unter dem damaligen Ministerpräsidenten Edmund Stoiber binnen achtundvierzig Stunden die Grenzen zu Hessen und Baden-Württemberg hermetisch abgeriegelt und sich zur »autonomen Freistaatshandelszone« nach dem Vorbild Hongkongs erklärt - was einem Separatfrieden mit der östlichen Aggression gleichkam. 1998 erfolgte der vollständige Anschluss an Österreich.

Viele politische Beobachter meinten allerdings bereits damals, es habe sich bei dem zweiten »Anschluss«, der geschmackvoller Weise auf den Tag genau sechzig Jahre nach dem ersten gefeiert wurde, eher um den Ausverkauf Österreichs an Bayern gehandelt.

Die Warner sahen sich bestätigt, als Anfang 1999 Stoiber zum Bundeskanzler der »Ver- einigten Süddeutschen Republiken« gewählt wurde und sofort die Diskussion um die Verlegung des Regierungssitzes von Wien nach München entfachte.

Ebenso schlimm bewertete der Ex-Kanzler, was ihm sein »Männerfreund« François Mit- terand angetan habe.

»Wenn Frankreich das Saarland nicht annektiert hätte«, wandte ich ein, »wäre es heute Teil des Staatsgebiets der GDR.«

»Der sogenannten GDR«, widersprach Kohl ein wenig müde. »Wir sollten den herrschen- den Sprachgebrauch nicht übernehmen. Dieser Unrechtsstaat, gebaut auf den Bajonet- ten der »Unabhängigen Roten Armee«, ist weder gesamtdeutsch noch demokratisch.«

»Welche Alternative zur historischen Entwicklung hätte denn Ihrer Ansicht nach bestanden?«

»Zweifelsohne hatten wir in beiden deutschen Teilstaaten eine revolutionäre Situa- tion«, sagte der Ex-Kanzler. »Der Herausforderung wäre jedoch mit ausländischer Hilfe zu begegnen gewesen. Genau dieselbe Auffassung hat übrigens auch mein Schicksalsge- nosse und Freund Egon Krenz jüngst im *Wandlitzer Boten* vertreten.«

Die Phrasen kannte ich zwar, das Blatt nicht.

»Das ist unsere Lokalzeitung«, sagte Helmut Kohl. »Sie darf außerhalb von Wandlitz nicht vertrieben werden. Herausgegeben wird sie von meinem Freund Peter Boenisch. Als Hilfe hat er einen Herrn Schmidt-Soundso, vormals beim *stern*. Der ist recht anständig und geht dem Boenisch, so gut er halt kann, zur Hand.« Zum ersten Mal lachte Kohl. »Ein Käseblättchen. Aber Käse kann eine Delikatesse sein.«

Auf meine erstaunte Frage, was er mit der Formulierung »revolutionäre Situation« gemeint habe, gestand Dr. Kohl, auf der Suche nach einer plausiblen Erklärung für die historischen Ereignisse habe er sich in letzter Zeit intensiv mit den Klassikern des Marxismus-Leninismus auseinandergesetzt.

»Wir haben einen kleinen Lesekreis gebildet. Der Egon Krenz gehört dazu, Graf Lambsdorff, manchmal kam auch der Lafontaine, als er noch nicht so verwirrt war. Eine konsistente Theorie der deutschen Katastrophe hat Marx allerdings an keiner Stelle entwickelt.«

Immerhin habe man eine Erklärung für die Umwälzungen gefunden, die sich innerhalb der DDR bis zum Ende des Jahres 1989 vollzogen hatten. Bei ihnen habe es sich um eine »konservative Revolution« gehandelt, wie sie Marx am Beispiel der bürgerlichen Revolution im England des siebzehnten Jahrhunderts beschrieben habe: ein Aufbegeh-

ren gegen Erstarrungen und Deformationen innerhalb der führenden Klasse, dessen Ziel nicht die Vernichtung der bestehenden Wirtschafts- und Gesellschaftsform war, sondern deren Erneuerung.

Meine Bemerkung, ob Ende der achtziger Jahre nicht Ähnliches für die Situation in der alten Bundesrepublik zugetroffen habe, wischte der Ex-Kanzler mit einer ärgerlichen Bewegung sowie der Bemerkung beiseite, er sei »gelernter Historiker«. Nicht minder unzugänglich zeigte er sich in der Frage der Fremdenfeindlichkeit, in der Deutschland aus ausländischer Sicht bereits lange vor der Vereinigung als »einig Vaterland« erschien. »In ihrer Mehrheit sind die Deutschen nicht ausländerfreundlich, das stimmt«, sagte Kohl. »Aber warum sollten sie es sein? Ist man im Ausland deutschfreundlich? Man ist es nicht, und man hat es trotz der Anstrengungen, die gerade meine Regierung unternommen hat, nicht werden wollen.«

Sichtlich ungerne sprach Kohl über die Pogrome, die in der Anarchie nach dem SUPER-GAU und damit noch zu seiner Regierungszeit ausbrachen. Im Endergebnis haben sie dazu geführt, dass die Gesamtdeutsche Demokratische Republik heute nahezu »ausländerfrei« ist - sieht man einmal von den zweihunderttausend Soldaten der »Unabhängigen Roten Armee« und ihren Angehörigen ab.

»Dazu soviel«, sagte Kohl: »Ohne ein gewisses Maß ethnischer und kultureller Geschlossenheit konnte und kann in Deutschland keine demokratische Politik gemacht werden.«

»Welche Konsequenz hat Ihre Einsicht?« fragte ich: »Dass wir Ausländer Ihren Teil der Welt auf immer meiden sollten? Oder dass die Deutschen qua Mentalität zur Demokratie unfähig sind?«

In diesem Augenblick erschien Frau Kohls strahlendes Gesicht in der Tür. »Es tut mir so leid, Sie zu stören«, sagte sie. »Du musst kurz kommen, Helmut.«

»Xenophobie ist nicht nur ein Leiden unserer Menschen draußen im Lande«, sagte Helmut Kohl, schon im Gehen. »Das Problem stellt sich in allen Ländern Europas. Und kommen Sie mir nicht mit Ihrem amerikanischen Beispiel. Das hier ist die Alte Welt. Wenn die Opfer der Pogrome uns etwas lehren, dann das: Wir sollten nie den Fehler der alten DDR wiederholen und die grundsätzliche Abneigung des deutschen Volkes gegen Fremde mit staatlicher Gewalt unterdrücken.« In der Tür drehte er sich um: »Wir in Westdeutschland leisteten uns eine zu hohe Zuwanderung. Sie war kulturell einfach nicht verträglich.«

»Haben Sie keine Angst, dass es Ihnen eines Tages so gehen könnte wie Anfang der neunziger Jahre den Türken oder wie den Juden vor ihnen?« hatte ich vor ein paar

Tagen bei einem Besuch im Hauptquartier der »Unabhängigen Roten Armee« den Oberkommandierenden Igor Smirnoff gefragt.

Der General hatte mich lange Sekunden grimmig angestarrt, bis er schließlich antwortete: »Nehmen wir Ihren Vergleich mit den Juden. Glauben Sie, der Holocaust wäre geschehen, wenn es eine starke jüdische Armee auf deutschem Boden gegeben hätte? Wohl kaum. Ebenso wenig wäre die Vertreibung der Türken möglich gewesen. Die Deutschen lieben die Sprache der Stärke, und sie verstehen sie sehr gut, egal mit welchem Akzent man spricht.«

Ohne den selbstlosen Einsatz der in der DDR stationierten sowjetischen Truppen, fuhr der General fort, hätte die Vereinigung und Befriedung der beiden deutschen Teilstaaten kaum gelingen können.

»Was erwartete uns danach in der Heimat?« fragte Smirnoff: »Die Sowjetunion zerfiel. Unsere Regierung sah sich außerstande, angemessene Unterkünfte bereitzustellen. Kameraden, die hier jahrelang Seite an Seite dienten, hätten in den diversen Bürgerkriegen aufeinander schießen müssen. Dazu kam das allgemeine ökonomische Elend in Russland und den anderen Nachfolgestaaten der UDSSR. Dagegen waren die hiesigen Verhältnisse trotz aller Versorgungsengpässe luxuriös - und sind es immer noch.«

Mit Dankbarkeit hätten deshalb zwei Drittel der Truppenangehörigen das Angebot der Regierung Modrow angenommen, sich dauerhaft in Gesamtdeutschland niederzulassen. Einen erpresserischen Zusammenhang zwischen der militärischen Hilfestellung und der ungewöhnlichen Offerte, die eine Teilautonomie inklusive eigener Siedlungsgebiete und stehender Armee einschloss, bestritt der General hingegen.

»Wir sind gute Staatsbürger und Steuerzahler«, betonte er: »Jeder in der ›Unabhängigen Roten Armee‹ leistet den Eid auf die Verfassung der GDR. Wir sind stolz darauf, den missbrauchten Begriff ›Russlanddeutsche‹ mit neuem Inhalt zu beleben. Wer - wenn nicht wir - könnte heute Gesamtdeutschland gegen den rücksichtslosen Imperialismus des nationalistischen russischen Regimes verteidigen?«

Stimmen, die sich vom Flur her näherten, rissen mich aus meinen Gedanken. Die Tür ging auf, und in ihr stand ein Mann Anfang sechzig, dessen prägnantes, zugleich dralles und eingefallenes Gesicht mir vage bekannt vorkam.

Hinter ihm betrat Helmut Kohl den Raum: »Ich möchte Ihnen einen Freund und guten Gefährten dieser einsamen Jahre vorstellen, der zufällig vorbeigekommen ist.«

Der sonnenbankgebräunte Fremde glich dem Wolf im Großmuttergewand. Um seine gewaltigen Lippen lag ein gewaltiges Lächeln. Er verbeugte sich tief und ergriff meine Hand.

»Egon Krenz«, sagte er, kurz bevor seine feuchten Lippen auf meinem Handballen aufschlugen.

»Von Herrn Krenz weiß ich«, sagte Helmut Kohl, »dass unsere Vermutungen über die aggressiven Absichten der DDR eher zu harmlos waren.«

»Ja«, sagte Egon Krenz, »das wird Sie sicher interessieren. Als ich die Regierung übernahm, stieß ich auf detaillierte Pläne, die seit den siebziger Jahren gültig waren. Sie sahen die Eroberung Europas bis zur Atlantikküste vor. Deutschland hätte dabei das atomare Schlachtfeld abgegeben. Armeegruppen des Warschauer Pakts sollten durch die norddeutsche Tiefebene vorrücken, andere binnen Stunden das Ruhrgebiet erreichen. Der Einsatz Hunderter atomarer Gefechtsfeldwaffen und taktisch-operativen Atomwaffen bereits in den ersten Stunden war fest vorgesehen, gemäß der sowjetischen Militärdoktrin des Gefechtsschocks ...«

»Gefechtsschock? Was heißt das?« unterbrach ich ihn.

»Der Grundgedanke stammt aus der Zarenzeit«, dozierte Krenz. »Zum Schluss hieß er ›Militärtheorie der Arbeiterklasse‹ und besagte, dass jede vernünftige Militärpolitik offensiv sein müsse. Denn der Sieg sei nicht die Summe von Einzelerfolgen, sondern das Ergebnis der wirksamen Bündelung aller Kräfte zu Beginn des Krieges. Eine wichtige Rolle in der Planung spielten deshalb neben atomaren Erstschlägen auch Sondereinheiten der Hubschrauber-Truppen, die in niedriger Höhe, also unterhalb der Wahrnehmungsschwelle der westlichen Abwehr, in das feindliche Gebiet einfliegen sollten. Die Infrastruktur der besetzten Gebiete, soweit sie noch bewohnbar waren, sollte dann von speziell geschulten Führungskadern zügig denen des Kerngebiets der DDR angepasst werden. Sogenannte ›Blücher‹-Orden für die Helden des Feldzuges hatte die Führung eingelagert, und selbst Verkehrsschilder für die eroberten Gebiete waren seit Jahren gestanzt.« Krenz holte tief Luft: »Nun frage ich Sie, kommt Ihnen das Szenario irgendwie bekannt vor?«

Helmut Kohl sah mich ebenfalls erwartungsvoll an.

Mit der Macht hat es eine seltsame Bewandnis. Plakaten an einer Litfaßsäule gleich, klebt sie an den Menschen und gibt ihnen Glanz und Überlebensgröße. Doch werden die bunten Bilder der Omnipotenz nicht regelmäßig erneuert, so wirkt bald nichts erbärm-

licher als die zerschlissene Macht von gestern. Die beiden alten Männer - Krenz war einige Jahre jünger als Kohl, aber sind die Sechzig erst einmal überschritten, schleifen sich die Altersunterschiede zwischen den Generationen ein - schienen ein Herz und eine Seele. Einander verbunden darin, dass sie Fremde waren in einer Welt, die nicht mehr auf ihr Wort hörte.

So unterschiedlich ihre politischen Karrieren verlaufen waren, in der Wandlitzer Verbannung brachte sie der Hass auf die Herrschenden zu gleichen Ansichten. Von allen gesamtdeutschen Verbrüderungen, die ich beobachtete, beeindruckte mich diese am meisten - zeigte sie doch, wie sehr die Angehörigen des deutschen Volkes in ihrer Stärke und aggressiven Tatkraft befremden, in ihrer realitätsfernen Intellektualität hingegen für sich einnehmen können.

»Haben Sie Hoffnung, dass sich die politische Situation zu Ihren Lebzeiten wenden könnte?« fragte ich die beiden, als Frau Kohl kam und mich daran erinnerte, dass die mir in Wandlitz bewilligten Stunden zu Ende gingen.

»Ohne Hoffnung auf Veränderung wird es nie Veränderung geben«, antwortete der alte Kanzler. »Im Augenblick aber sehe ich keinen Anlass zur Hoffnung. Weder für mich noch für die Menschen draußen im Lande.«

»Manchmal denke ich«, sagte Egon Krenz, »wie alles ohne Zufälle wie die unfreiwillige Grenzöffnung am 9. November oder den Krümmel-Gau Ende Dezember verlaufen wäre. Mein Traum wäre so ein interaktives Programm, wie sie neuerdings üblich sind. Wo man die historische Ereignisse in ihren verschiedenen Konsequenzen durchspielen kann ...« Egon Krenz stockte. Er musste das leise Lächeln um meine Mundwinkel entdeckt haben. Ich hatte es nicht unterdrücken können: Da saßen die alten Herrschaften in ihren Bibliotheken und phantasierten, was wäre wenn!

Krenz schien meine Gedanken zu erraten. »Durch den Gau ist die Geschichte aus ihrer vorgezeichneten Bahn geworfen worden«, sagte er. »Ich bin nicht der einzige, der so denkt. Hier« - er griff nach einem Buch, das auf Helmut Kohls Schreibtisch lag - »kennen Sie das? Ein Kollege von Ihnen. Dr. Hunter S. Thompson. Der hat diese Überlegungen schon am 9. November 1989 angestellt, am Abend des Mauerfalls!«

Er schlug das Buch auf, es hieß sinnigerweise *Songs of the Doomed*, und las in brüchigem Englisch daraus vor:

Ein großer blonder Mann mit blitzenden blauen Augen kam in das Riviera Café und fing an, Leute herumzuschubsen.

»Sieg Heil«, schrie er. »Ich bin ein Berliner.«

Es war Samstagnacht in Greenwich Village, und ich hing an der Bar und sah mir im Fernsehen die Nachrichten an - Banden wild gewordener Deutscher kraxelten über die Berliner Mauer. Eine große Menschenmenge auf beiden Seiten des Brandenburger Tors sang »Deutschland über alles«, während andere die Fäuste voller Geld schwangen.

»Endlich frei!« schrie ein Mann. »Nieder mit den kommunistischen Schweinen! Wir werden vorwärts über Leichen marschieren.«

Jetzt war der Krieg in der Tat vorbei. Die Rote Bedrohung war auf der Flucht. Der totale Sieg und kein Blut. Das Biest mit den zwei Rücken war wieder vereinigt.

Krenz klappte das Buch zu und sagte nur: »Sehen Sie.«

Dr. Kohl nickte ausdauernd und sagte: »So hätte es eben auch kommen können.«

Und Hannelore Kohl strahlte mich traurig an: »Lachen Sie uns nicht aus! Jeder Mensch braucht ein wenig Hoffnung.«

»National, Epos«. Zweite Szene

Die Hoffnung, mit der man im Gesamtdeutschland der Gegenwart auskommen muss, ist gering. Wie gering, erlebte ich drei Tage darauf bei den Dreharbeiten zu *Wiedergeburt einer Nation*.

Kurt Müller inszenierte eine Schlüsselszene des Films: Die Hauptdarstellerin Gabi Reh alias Simone Darck, eine arbeitslose westdeutsche Krankenschwester, verlor wie Millionen ihrer Landsleute angesichts der Hamburger Katastrophe die Nerven und suchte ihr Heil in der Gewalt gegen jene, die sie für den SUPERGAU verantwortlich wählte. Bei einer ihrer terroristischen Aktionen wurde sie von einer Einheit der russischen Befreiungsarmee gefangengenommen. Jetzt führte man sie zum Verhör - zu dem Mann, der ihr Schicksal werden sollte: Bodo Mars, Major der DDR-Staatssicherheit.

Ihn spielte der gesamtdeutsche Superstar Jürgen von der Lippe. Er stammte zwar aus dem Westen. Zu bundesrepublikanischen Zeiten war er jedoch über eine bescheidene Fernsehkarriere nicht hinausgelangt. Heute ist der gedrungene und recht rundbäuchige Vollbart- und Glatzenträger ein Volksidol, wie es allein das vereinigte Deutschland hervorbringen konnte: eine gewaltige und für ausländische Augen befremdliche Verkörperung des gesamtdeutschen Biedermeier.

West-Kollegen, die ihm seinen plötzlichen Erfolg neiden, haben das Gerücht ausgestreut, von der Lippe leide keineswegs unter Haarausfall und gehe in seiner wendischen Anpassung an die gesamtdeutsche Seele und ihre Liebe zur Glatze so weit, sich künstliche Kahlheit herbeizuzupfen.

Ob der Vorwurf des Ausverkaufs an das neue Regime ihn verletze, fragte ich ihn, während Kurt Müller und seine Crew die letzten Vorbereitungen zu der Szene abschlossen. »Welche Alternative bestand denn?« antwortete Jürgen von der Lippe. »Der westdeutsche Staat war desolat. Die Alliierten hatten ihre Soldaten abgezogen, um sie vor Strahlenschäden zu bewahren. Die Restregierung von diesem Kohlkopf saß in ihren Bunkern und traute sich nicht mehr raus. Alle unsere Nachbarländer mit Ausnahme der DDR hatten ihre Grenzen geschlossen. Wer sollte wogegen Widerstand leisten? Wir waren alle froh, uns aus dem Gebiet der Verseuchung retten zu können.«

Wirkliche Opposition, sagte von der Lippe, habe es nur im Osten und zwar unter dem Motto »Bleibe im Lande und wehre dich täglich« gegeben.

»Denen war eine Illusion kaputtgegangen«, sagte Jürgen von der Lippe, als der Aufnahmeleiter die Darsteller auf ihre Plätze rief: »Die Hoffnung, einmal so leben zu können, wie wir es ihnen im Westen Jahrzehnte vorgemacht hatten.«

Die Filmszene begann damit, dass Bodo Mars am Fenster des Verhörzimmers stand. Das fertige Werk würde im Gegenschnitt eine jubelnde Menschenmenge zeigen, die den Vereinigungsbeschluss feierte. Jürgen von der Lippe hatte sich abrupt umzudrehen und dem uniformierten Stenographen zu bedeuten, den Raum zu verlassen. Dann sollte er sich hinter seinem Schreibtisch aufbauen, vor dem als Häufchen trotziges Elend Simone Darck saß, und sagen:

»Wir Deutschen sollten heute das glücklichste Volk der Welt sein. Denn was wir erleben, ist nichts weniger als die Wiedergeburt einer Nation.«

Die Vorbereitungen waren abgeschlossen. Der Kameramann rief »Kamera läuft«, der Tonmann nuschelte »Ton is' ab«, und Kurt Müller befahl: »Los!«

Simone Darck schluchzte auf, und Bodo Mars tat, was seine Aufgabe war. Tief fiel der Schatten seines schweren Körpers über die schmale Frau:

»Wir Deutschen sollten heute das glücklichste Volk der Welt sein«, deklamierte er in seinem kaum tragenden, dafür leicht schrillen Tonfall: »Denn was wir erleben, ist nichts weniger als die Fehlgeburt einer Nation.«

info

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Namensnennung-Keine kommerzielle Nutzung-Keine Bearbeitung 2.0 Deutschland Lizenzvertrag lizenziert. Um die Lizenz anzusehen, gehen Sie bitte zu <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/de/> oder schicken Sie einen Brief an Creative Commons, 171 Second Street, Suite 300, San Francisco, California 94105, USA.

Impressum

DRUCKGESCHICHTE

Arbeiter und Bauernopfer. (Doku-Fiction), Pseudonym Dirjana Waterman. In: KURSBUCH 122, Dezember 1995, S. 147-170.

DIGITALER REPRINT

Dieses Dokument wurde von Leon und Gundolf S. Freyermuth in Adobe InDesign und Adobe Acrobat erstellt und am 8. November 2010 auf www.freyermuth.com unter der *Creative Commons License* veröffentlicht (siehe Kasten links). Version: 1.0.

ÜBER DEN AUTOR

Gundolf S. Freyermuth ist Professor für Angewandte Medienwissenschaften an der ifs Internationale Filmschule Köln (www.filmschule.de). Weitere Angaben finden sich auf www.freyermuth.com.

